

öffentliche Diskutieren über unsere Ängste und Unfähigkeiten so sehr zum Gegenstand vernichtender Einschätzung machen? Die sich das Reden über Beziehungen nur noch vorstellen können als ein Schlechtreden? Welche Funktion hat für sie die Sorge, daß über „private“ Erfahrungen „öffentlich“ geredet werden kann – ja, haben wir denn eine Fernsehdiskussion veranstaltet? Was kann über uns erzählt werden, das uns so Angst macht!!!

Individuelle Gehversuche in neue Beziehungsformen

Es geht um unser Verhältnis zur Frauenöffentlichkeit, um unseren Umgang mit ihr und unser Vertrauen in sie. Haben wir nach den ersten Jahren unserer Bewegung, in denen wir ja fast nur über uns gesprochen haben und wo Frauenbewegung hieß: Selbsterfahrung zu machen, und wo Selbsterfahrung unsere Öffentlichkeit war – haben wir jetzt die Nase voll von der Beschäftigung mit uns selbst? Ist unser Anspruch, das Private politisch und damit öffentlich zu machen, mit dem Verlassen der Selbsterfahrungsgruppen erloschen? Ist er damit für alle Zeiten erfüllt? Oder ist dieser Anspruch inzwischen nur noch benutzbar als Rechtfertigung für das Reden über uns in den formalen und inhaltlichen Abläufen des Klatsches? War bei uns Lesben die Euphorie, endlich offen leben zu können in den Bewegungszusammenhängen, und der Stolz, daß die Heterofrauen der Bewegung haufenweise unsere Lebensformen annehmen, so groß, daß unser Blick von unseren jahrelangen Beziehungspraktiken abgelenkt wurde und wir uns so verhindert haben, sie ernsthaft und radikal zu diskutieren?

Wir diskutieren nämlich nicht über unsere Beziehungen. Wir stellen ihre Strukturen öffentlich nicht infrage. Allenfalls machen wir individuelle Gehversuche in neuen Beziehungsformen. Über das Private reden wir nur privat. Unser Problem ist, daß infolge unserer Beanspruchung in den Projekten der Frauenbewegung Selbsterfahrung kaum mehr möglich ist. Unsere Arbeit droht immer abgehobener zu werden. Der Zeit- und Kraftmangel, der uns wieder aufspaltet in öffentlich arbeitende und privat lebende Lesben, führt in eine neuerliche Privatisierung unserer Beziehungen. Wir hören immer mehr auf, uns weiter und kollektiv mit uns selbst auseinanderzusetzen. Wir haben so viel Sehnsucht nach anderen und besseren Beziehungen, daß wir die Rückschläge der gegenwärtigen zwar individuell hinnehmen müssen, sie aber kollektiv nicht akzeptieren und besprechen wollen. Wir schweigen sie lieber zu.

Alexandra von Grote

Ein Beispiel: Wir Courage-Frauen haben seit langer Zeit die Einrichtung der „gemeinsamen Sonntage“. Einmal im Monat kommen wir mittags zusammen bei einer von uns, jede bringt was Schönes zu essen mit. Und dann wird geredet. Über Spannungen, die sich während des Arbeitens ergeben haben; über Schwierigkeiten, die einzelne von uns mit anderen Frauen haben, und über regelrechte Konflikte, die schon lange schweben. Während der Arbeitstage miteinander haben wir nicht die Ruhe dazu und sind auch nicht immer alle zusammen. Und das ist Voraussetzung: daß alle teilnehmen. Denn wir sind ein Projekt, und die Unzufriedenheiten einzelner sind die Angelegenheit aller Frauen. Die Sitzungen dauern oft fünf bis sechs Stunden, sind anstrengend, haben beklemmende Schweigepausen, und häufig muß man weinen. Gelegentlich wandern Darstellungen von Konflikten auch in die Zeitung (siehe Courage 1/78). Danach sind alle erschöpft; häufig stellt sich ein Gefühl von gemeinsamer Erleichterung ein: das kann sich auch in Lachen und Albern äußern – man hat etwas geschafft. Das Arbeiten geht oft besser in der folgenden Zeit.

Trotzdem ist mir immer sehr unbehaglich während dieser „gemeinsamen Sonntage“. Etwas kommt mir daran ganz falsch vor.

Ins Reden setzen Helke Sander und Alexandra von Grote ihre ganze Hoffnung. Beide nennen es: „das Private politisch machen“, und das heißt öffentlich. Es geht jeweils um Liebesverhältnisse, einmal zwischen Männern und Frauen, das andere Mal zwischen Frauen. Und beidesmal sind die Liebesverhältnisse auch Gewaltverhältnisse. Wenn auch ihre Beschaffenheit und die Gründe dafür sich unterscheiden.

Helke Sander sagt: Na klar, noch in der zärtlichsten Liebesbeziehung setzt sich die patriarchale Machtstruktur fort – darin besteht ihre leidenmachende Ambivalenz – und die Richtung der Gewalt ist einseitig: von den Männern zu den Frauen. Deshalb müssen die Frauen sprechen lernen.

Dagegen stolpert Alexandra von Grote über einen anderen Widerspruch. Sie fragt: wieso kommt es, daß wir, die wir erstens in der Frauenbewegung aktiv sind und zweitens in Beziehungen leben, die qua Form schon progressiv sind als lesbische, so gemein miteinander umgehen. Sie erklärt die „mörderischen Beziehungsstrukturen“ für Anachronismen, die abzuschaffen sind und eben auch abschaffbar sind, nämlich durchs Benennen.

Ich kann allerdings nicht verstehen, wie sich trennen ließe zwischen einer

Eine Rede fürs

progressiven Form – der lesbischen Beziehung – und einem reaktionären Teilinhalt – der Weise, wie die Frauen miteinander verfahren –. Ich denke, ein Verhältnis kann nur so gut, geschweige fortschrittlich sein, wie die Personen, die es leben. Beide Autorinnen plädieren fürs Reden, und zwar mit denen, denen es ähnlich geht. Bündnisse entstehen. Einmal verschwestern sich die Frauen über die bisher privat-zweierlich sorgfältig geheimgehaltenen Schwächen ihrer Männer. Das Weitererzählen von diesen gewaltzeugenden Schwächen durchlöchert die Macht – „20 Frauen kennen die Schwäche eines Mannes!“ – Die Opfer reden sich aus der Vereinzelung ihrer Opferstellung heraus. Das andere Mal sprechen alle Betroffenen – „in großen zufälligen Gruppen“ – darüber, wie sie einander Gewalt zufügen. Bündnisse von Leidenden also. Dabei fällt mir übrigens auf, daß die gesellschaftsverändernde Kraft letztendlich jeweils an der sexuellen Identität festgemacht ist: einmal sind dazu nur die heterosexuellen Frauen in der Lage, das andere Mal nur die lesbischen.

Etwas Vertrautes vollzieht sich. Da gibt es Menschen, die still-individuell für sich leiden. Dann finden sie Leidensgenossinnen, schließen sich über das Leiden zu Gruppen gesellschaftlich Benachteiligter zusammen: reden sich in Stärke, bemühen sich um Änderungen, stellen Forderungen. Ein Prozeß, der – scheint mir – sich seit 1968 beschleunigt hat: immer schneller entstehen immer neue Interessengruppen, verbunden durch eine Angst, eine Krankheit, einen Beruf, einen Mangel, eine Unfähigkeit oder einfach eine Gattung: Frauengruppen. Mit den neuen Gemeinsamkeitsformen stellten sich auch neue Wörter ein: Selbsterfahrungsgruppen, therapeutische Gruppen. Dort gilt es zu sprechen. Und die Regel ist: der Mangel wird umso gründlicher behoben, je genauer alles ausgesprochen wird – je „offener“ man ist. Man geht gemeinsam und wechselseitig seinen Gefühlen, Empfindungen, Wahrnehmungen auf den Grund. Meist entsteht aus solch einer Redelust und -last ein gemeinsames Wohlgefühl: man versteht sich so gut. Was aber geschehen ist: das Ungeordnete tritt – schon auf seine effiziente Bearbeitung ausgerichtet – ans Sprachlicht. Die gute Verständigung ist nicht einmal zu verhindern, da die gemeinsame Beziehungssprache sie ja strukturiert.

Was in Wörtern benannt ist, ist dem

Schweigen

heillosen Dunkel entzogen, ist therapeutisch, läßt sich, mit Hilfestellungen, ordnen. Man kann es dann besser machen! Mit der neuen Methode entsteht eine neue Sprache, ein Ich-und-meine-Bedürfnisse-Jargon. Und der wiederum rückt das innere Dunkel dann plötzlich in das Redelicht, das dieser Jargon vorsieht. Und so gibt es die „positiven Ergebnisse“: die Beziehungen funktionieren besser; es läßt sich erfolgreicher zusammen arbeiten; man lernt, liebevoller miteinander umzugehen. Frauen können sich endlich anfassen, umarmen; Männer sogar auch. Gemeinsame Schwäche produziert Stärke. Man erwirbt Techniken zur Befreiung des Ich-Gefühls und ein neues Bewußtsein von Gemeinsamkeit: man ist solidarisch. Eine gute Leistung; manchmal schafft man sie auch noch nicht.

Trotzdem gelingt einiges nicht.

1. Helke Sander kann mir nicht begreiflich machen, wie die Verlängerung funktioniert von meinem Öffentlichmachen meines privaten weiblichen Leidens zum weltpolitischen Notbremse-Ziehen. Darum geht es ihr aber: wie können wir Frauen fünf Minuten vor 12 die Katastrophe aufhalten? Mir und auch ihr fehlen die Zwischenschritte, die aus dem privaten Bekenntnis die Rettung entstehen lassen – obwohl wir anscheinend im natürlichen Besitz dieser „feministischen Strategie“ sind durch unser doppeltes Leiden an Liebes-/Gewaltverhältnissen. Ich kann sie mir – wie sie beschrieben ist – erstmal nur als eine neue Gewalt des Wissens denken, aus umgekehrter Richtung diesmal.

Deshalb versucht sie diese Rettung dann – in zweigleisiger Argumentation – aus einer anderen Ecke: mit der altvertrauten zweiten Sprach-Form – der politischen Analyse. Die bisherigen, sagt sie, waren einfach nicht gründlich genug; es muß die umfassende feministische geleistet werden – was immer das ist. Aufklärung durchs richtige Wort, durch Vernunft also, noch immer und wieder. Indem die bestehende Geschichtslosigkeit als eine patriarchale Gewaltstruktur kenntlich und dingfest gemacht wird, muß sie sich – mit dem Begriffs-Zauberstab berührt – auflösen.

2. Daß das richtige Private und das richtige Politische eben doch nicht durch natürliche Zwangslogik verbunden sind, steht im zweiten Artikel. Da vermögen nämlich weder die richtig geredeten Beziehungen noch die richtige Ana-

lyse die Gesellschaft zu verändern. Es ist sogar umgekehrt unmöglich: Das richtige politische Handeln ist ja schon – innerhalb einer geschlossenen Gruppe – vorhanden: die Frauenbewegung und die „Lesben-Zusammenhänge“. Und trotzdem, s.o., gibt es noch das falsche private Leben, als „irrationalen“ Rest.

3. Und an unseren „gemeinsamen Sonntagen“ merke ich, daß dieser irrationale Rest sich umso störrischer und archaischer gebärdet, je ausgiebiger wir redend alle möglichen inneren Winkel ausleuchten. Je offener, rückhaltloser gesprochen werden darf/muß, umso schärfer spüre ich diesen Rest als Rede-verweigerung. Mir scheint, Redetabus werden nicht aufgehoben, sondern es werden die Grenzen verschoben; und das nicht so, daß der unberedbare Rest immer kleiner würde, und – Utopie aller therapeutischen Diktaturen – tendenziell verschwindet, sondern so, daß er einfach die Gestalt wechselt und widergängerisch-koboldhaft an bisher unvermuteten Orten Halt sagt. Denn: natürlich sagt keine alles, was sie denkt und fühlt, zu unseren mit so hohem Anspruchsdruck ausgestatteten Arbeitsbeziehungen in der Courage. Und, zum Glück tut sie es nicht!

Und so denke ich schließlich: Wer weiß, vielleicht ist dieser ärgerliche Rest, der sich dem Geständniszwang noch zu entwinden weiß, überhaupt ein letztes Lebenszeichen. Das Lebendige, über das die immer subtiler ausdifferenzierten Sprech-Rituale noch nicht verfügen. Das was noch nicht handhabbar, da versprachlicht, ist; nicht vorher-sagbar, einplanbar. Und – denke ich mit meinem irrationalen Restkopf weiter – vielleicht wären Liebesbeziehungen ja genau in dem Augenblick, da sie so perfekt funktionieren, wie in den Artikeln gewünscht, überflüssig, bzw. gar nicht mehr als solche erkennbar – womit ich nicht meine, daß Leiden und Gewalt das Schöne an ihnen seien!

Und schließlich: Ist vielleicht gerade das, was Alexandra von Grote als die abzuschaffende Entstellung der geglückten Beziehungen beschreibt, der Klatsch nämlich, genau dieser bockige Rest an Lebendigkeit, der sich dem glücksverwaltenden Zugriff entzieht und sich auf eine allerdings auch wehtuende Weise äußert. Oder, anders gesagt: die kleine Solidargruppe der lesbischen Frauen hat sich inzwischen verfestigt, ist ein „Zusammenhang“ geworden – ist nicht eigentlich mehr in „Bewegung“ – und hat, in ihrem Progressivitäts-Bonus, einen neuen Rede- und Verhaltenszwang gezeugt. Und in diesem geschlossenen Kontrollsystem befreiter Persönlichkeiten gibt es nur noch den altmodischen Klatsch als Ausweg für eine in die Enge getriebene Subjektivität.

Christel Dormagen

„Heute habe ich gekündigt. Ich habe dem deutschen Volk meinen Dienst aufgekündigt. Das Ende einer deutschen Beamtin.“

Lea Fleischmann

Deutschland: ist das noch unser Land?



Eine junge Lehrerin verläßt die Bundesrepublik. Ihr provokanter Bericht:

Dies ist nicht mein Land

Eine jüdische Mitbürgerin, nach dem Krieg in Deutschland geboren, verläßt im Jahr 1979 die Bundesrepublik – und geht nach Israel. Sie ist mit deutschen Kindern zur Schule gegangen, hat mit deutschen Kommilitonen studiert, schließlich fünf Jahre lang deutsche Schulkinder unterrichtet. Ihre Erfahrungen faßt sie in einem Satz zusammen: „Ihr habt euch nicht geändert!“



Die Geschichte der Lea Fleischmann ist nur auf den ersten Blick die Chronik einer nicht erlebten Integration, tatsächlich ist es eine ebenso subjektive wie provokante Beschreibung der Art, wie die Menschen in diesem Land miteinander umgehen. Lea Fleischmann ist nicht weggegangen, weil sie als Jüdin angegriffen wurde. Sie ist weggegangen, weil sie sich nicht an einem „Demokratiespiel“ beteiligen wollte, unter dessen Oberfläche die alten Regeln von Befehl und Gehorsam, Hochmut und Duckmäusertum weiterhin gelten und befolgt werden.

Sie konnte das alles nicht mehr ertragen: diese ängstliche Angepaßtheit (und Überheblichkeit) ihrer Kollegen, ihrer Schüler, ihrer „Mitbürger“. Ihre geplante Emigration hatte in der „Frankfurter Rundschau“ bereits im Frühjahr 1979 eine äußerst kontroverse Diskussion ausgelöst.

Ihr Buch wird jetzt eine neue Diskussion (u.U. eine weitere Polarisierung innerhalb der Linken) verursachen. Denn Lea Fleischmann stellt unsere Identität als Bürger dieses Staates erneut und total in Frage.



Das Buch ist im Hoffmann und Campe Verlag erschienen, hat 272 Seiten und ist in allen linken und guten Buchhandlungen für DM 14,80 zu bekommen.